Feministische Fragen neu denken

Diskussionsbeitrag zum Aufsatz von Gisela Notz

KARIN VOGT UND PETER STRECKEISEN

In der Einleitung zur ersten Nummer der Zeitschrift *Emanzipation* steht: «Es gilt, den Kapitalismus als Produktionsweise und Herrschaftssystem in seinen sich ständig erneuernden Formen zu analysieren und zu verstehen.» Dieser Anspruch scheint uns auch im Bereich des Feminismus wichtig. Wir beziehen uns hier auf den Aufsatz «Zum Begriff der Arbeit aus feministischer Perspektive» von Gisela Notz und plädieren dafür, den Blickwinkel etwas zu erweitern oder aufzufächern, damit bestimmte Realitäten, die Frauen heute betreffen, besser abgebildet und berücksichtigt werden können.[1] Gisela Notz fokussiert stark auf die schlecht bezahlte oder unbezahlte, nicht anerkannte Arbeit, die hauptsächlich und in riesigem Umfang von Frauen geleistet wird, und insbesondere auf den Bereich der Reproduktion. Dabei wird von der «Positionierung der Frauen in Küchen und Kinderzimmern» (S. 85) ausgegangen. Bei der im Beitrag behaupteten Ausrichtung der Frauen auf «lebenslange Sorgearbeit» (S. 86) scheint uns aber eine Differenzierung nötig. Selbst in der Schweiz mit einem vergleichsweise hohen Anteil nicht erwerbstätiger Frauen ist der Anteil des traditionellen Familienmodells (Mann erwerbstätig, Frau nicht) in den letzten Jahren deutlich gesunken.

Massive Veränderungen in Bildung und Arbeitswelt

Folgendes Beispiel macht einen wichtigen Aspekt der gesellschaftlichen Veränderungen fassbar, der auch die Geschlechterverhältnisse erfasst hat: Auf einer Wendeltreppe in der Universität Basel sind die allerersten Absolventinnen verewigt, allen voran Emilie Louise Frey, die 1890 ihr Medizinstudium begann, zusammen mit 375 Männern. 1896 schloss sie mit dem Doktortitel ab. Bis 1900 folgten neun weitere Studentinnen. Im Jahr 2008 hingegen haben in den OECD-Staaten deutlich mehr junge Frauen als Männer ein Studium abgeschlossen: etwa 40 % gegen etwas über 30 % der 25- bis 34-Jährigen (*Neue Zürcher Zeitung*, 10. 8. 2011). In Deutschland haben die Frauen die Männer von einer Generation (45- bis 54-Jährige) zur folgenden (25- bis 34-Jährige) überholt. In der Schweiz ist die Frauenerwerbsquote der 15- bis 64-Jährigen zwischen 1991 und 2009 von 68,2 auf 77,1 % gestiegen, während jene der Männer von 91,1 auf 87,8 % leicht zurückging. Vor allem die Schweizerinnen haben ihre Präsenz am Arbeitsmarkt gesteigert und weisen inzwischen eine höhere Erwerbsquote als die Ausländerinnen auf (78,3 % gegen 73 %); allerdings arbeiten Schweizerinnen mehrheitlich Teilzeit, was für ihre Kolleginnen ohne Schweizer Pass (noch) nicht zutrifft. Am stärksten haben die 55- bis 64-jährigen Schweizerinnen zugelegt: von 42,7 % auf 61,6 %.[2]

Die zunehmende Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit geht einerseits einher mit einem besseren Zugang zu diversen Ressourcen: Allen voran natürlich finanzielle

Mittel, jedoch auch erhöhte Teilhabe an der Gesellschaft, bessere Absicherung hinsichtlich der Sozialversicherungen und insbesondere der Altersvorsorge. Gleichwohl bleiben relativ massive Lohnunterschiede (aktuell besteht in der Schweiz weiterhin eine «nicht erklärbare Lohndifferenz» von 20% im Vergleich zu Männern). Besserer Zugang zu Ressourcen war und ist eine der feministischen Kernforderungen. Dennoch sollte es in einer marxistisch orientierten feministischen Perspektive möglich sein, widersprüchliche Aspekte eines solchen Phänomens ins Auge zu nehmen. Die zunehmende Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt ist auch ihre zunehmende Eingliederung in die kapitalistische Lohnsklaverei: Also einerseits das Ergebnis sozialer Kämpfe, welche diese Option überhaupt (wieder) ermöglichten, das Produkt einer Aspiration, der Wunsch nach Verwirklichung von eigenen Fähigkeiten, das Streben nach Weiterentwicklung – und gleichzeitig auch der direktere Zugriff des Kapitals auf die eigene Zeit, Kraft, Physis, Vorstellungswelt. Kehrseiten sind beispielsweise das Rennen gegen die Zeit, das viele Frauen tagtäglich absolvieren, um einen durchorganisierten Alltag mit Erwerbsarbeit, diversen Formen externer Kinderbetreuung und Hausarbeit durchzustehen. Die massiv gesteigerten Produktionsrhythmen und Rentabilitätserwartungen bringen Frauen oft genug an Grenzen. Bei vollzeitlich erwerbstätigen Männern zeigt sich derselbe Druck auch in der zunehmenden Verrentung aus gesundheitlichen Gründen (vermeintlich) nicht mehr voll leistungsfähiger Lohnabhängiger. Bei vielen Frauen mit Familienpflichten entstehen aufreibende Muster der Überlastung durch (Überlebens-)Zwänge, die sich teils widersprechen, und einen nie wirklich endenden Arbeitstag.

Qualitative Aspekte mitdenken

Vor diesem Hintergrund stellt sich zum Beispiel die Frage, wie wir Teilzeitarbeit politisch bewerten, neu. Natürlich kann es nicht darum gehen, die traditionelle Forderung nach Arbeitszeitverkürzung durch die Förderung von Teilzeitarbeit zu ersetzen, wie es die politisch integrierte Regierungslinke längst getan hat. Doch wenn Teilzeitarbeit in einem gesicherten Beschäftigungsverhältnis stattfindet und gut bezahlt ist, muss sie nicht als feministische Katastrophe betrachtet werden; vielmehr kann sie auch einfach den Wunsch zum Ausdruck bringen, nur einen geringeren Teil des eigenen Lebens der kapitalistischen Lohnarbeit zu opfern. Anderseits sind viele Vollzeitstellen mit geringer Entlohnung und schlechten Bedingungen von benachteiligten Migrantinnen besetzt. Wir sehen an diesem Beispiel schon, dass feministische Probleme mit Bezug auf Klassen- und ethnische Zugehörigkeit (neu) gedacht werden müssen, um den Anforderungen der heutigen Realitäten gerecht zu werden. Ohnehin stimmt der traditionell «männliche» Lebenslauf der lebenslangen Vollzeiterwerbstätigkeit zum Beispiel in der Schweiz für fast die Hälfte der Bevölkerung nicht: Zwei Drittel der Frauen, aber immerhin auch ein Viertel der Männer weisen andere Lebensläufe aus.[3]

Auch wenn es noch wenige Studien hierzu gibt, sollte eine feministische Analyse, so finden wir, auch qualitative Aspekte mit einbeziehen. Die konkreten Bedingungen der Erwerbsarbeit sind nicht egal; die historische Gleichsetzung «Frauenerwerbsarbeit = Emanzipation» greift hier viel zu kurz. Inwieweit eine Frau ihrem Leben Sinn geben kann und Erwerbsarbeit als zumindest zum Teil selbstbestimmt erlebt, sollte ein ganz wesent-

liches Kriterium der feministischen Analyse sein – sofern wir davon ausgehen, dass Emanzipation unter den Bedingungen des Kapitalismus immer eine Auseinandersetzung und nie ein Zustand sein kann. Wir möchten das an zwei konkreten, absichtlich unterschiedlichen Beispielen verdeutlichen. Da ist die 55-jährige Fabrikarbeiterin, die nach 25 Jahren unter tayloristischem Regime nun dazu angehalten ist, an den fließbandähnlichen Anlagen «Verantwortung» zu übernehmen und «polyvalent» einsetzbar zu sein. Sie kann den Einsatz ihrer Arbeitskraft nicht mehr beschränken indem sie sich auf die – früher oft als Zumutung und Herabwürdigung empfundene – Vorgabe beruft, nur Befehle ausführen zu dürfen (müssen). Nach der Arbeit ist sie so erschöpft, dass die Freizeit ganz der Reproduktion ihrer Arbeitskraft geopfert werden muss. Und da ist die 40-jährige Akademikerin, die sich vor die Frage gestellt sieht, entweder ihre beruflichen Ambitionen oder ihren Kinderwunsch zurückzustellen. Der Druck zu publizieren und sich «zu qualifizieren» ist stark und nimmt zu, so dass sie das Gefühl hat, es sich nicht erlauben zu können, eine Zeit lang nur Teilzeit erwerbstätig zu sein (ihrem Partner, der im selben Bereich arbeitet ist, geht es ähnlich). Im akademischen Mittelbau bedeutet Teilzeitarbeit überdies faktisch oft ein Vollzeitpensum, das nur halb bezahlt wird. Hier haben all die schönen Reden über Frauenförderung und die Schaffung von Gleichstellungsbüros strukturell überhaupt keine Probleme gelöst.

Vereinnahmung feministischer Forderungen

Einen Aspekt dieser Entwicklungen möchten wir besonders betonen: Die Tendenz, der alle sozialen Bewegungen ausgesetzt sind, dass Forderungen und Errungenschaften sich teils in neue Zwänge verwandeln und so den Subjekten wieder entrissen werden. Dies ist dem Feminismus in mehr als einer Frage passiert.[4] Ein allzu formaler Umgang mit Erwerbsarbeit ist ein Beispiel dafür; aber auch das erst nach langem Kampf errungene Recht auf Abtreibung, das sich nun teilweise in den sozialen und medizinischen Zwang umkehrt, nicht «lebenswertes» Leben rechtzeitig abzuchecken und abzutreiben, damit die erfolgreiche Frau von heute nur noch «optimalen» Nachwuchs ohne jegliche Behinderung produziert. Wie stellt sich ein zeitgemässer Feminismus den neuen Fragen, welche die Pränataldiagnostik aufwirft?

Die Vereinnahmung feministischer Themen basiert in der Regel darauf, dass im Namen aller Frauen die Interessen einer Minderheit von Frauen mit denjenigen der «Wirtschaft» oder der «Nation» gleichgesetzt werden (z. B. «die Wirtschaft braucht gut ausgebildete Frauen» oder «die Schweiz braucht mehr Nachwuchs von Akademikerinnen»). Wenn es heute darum geht, feministische Fragen neu zu denken, ist es umso wichtiger, die Lage der Frauen mit einer Klassenanalyse zu verschränken sowie die unterschiedlichen Situationen ethnischer Gruppierungen zu bedenken. Es scheint immer weniger angebracht, unterschiedslos von «den Frauen» zu sprechen Wenn Frauen an der Spitze von Exekutiven und internationalen Organisationen stehen, hat sich nicht nur auf der symbolischen Ebene etwas verschoben. Der Kapitalismus hat sich einen Teil der feministischen Forderungen einverleibt. Die Hoffnung, dass sich damit auch die Ausbeutungsverhältnisse grundsätzlich verändern, hat sich zerschlagen. Dies führt zu einer Krise derjenigen feministischen Strömungen, die sich eng auf institutionelle Dimensionen fokus-

sierten. Zu verstehen, wie sich diese höhere Teilhabe bestimmter Gruppen von Frauen mit der gesteigerten Ausbeutung der großen Mehrheit der lohnabhängigen Frauen verschränkt, wäre heute auf der Tagesordnung. Ebenso muss die Frage aufs Tapet gebracht werden, warum und wie feministische Forderungen gegen die Rechte ethnischer Minderheiten eingesetzt werden – von der «Befreiung» der Frauen in Afghanistan bis zum «Schutz» französischer Schulen vor Kopftüchern oder schweizerischer Dörfer vor Minaretten.[5]

Marxistisch-feministischer Arbeitsfetisch

Wir sind der Meinung, dass die feministische Ausweitung des Arbeitsbegriffs kein Selbstzweck ist, d. h. es muss gut argumentiert werden, welches Ziel damit verfolgt wird. In dieser Hinsicht überzeugt uns der Beitrag von Gisela Notz nicht und wir haben den Eindruck, dass sich darin ein blinder Fleck marxistisch inspirierten feministischen Denkens zeigt. Der Marxismus hat oft den Kapitalismus vom Standpunkt der Arbeit aus kritisiert und die an Erwerbsarbeit gebundenen Rechte und Erfahrungen als Königsweg des politischen Kampfes gesehen. Im Kampf der «Arbeit» gegen das «Kapital» trieb nicht nur der stets männlich geprägte Ouvrierismus – vom Glauben an die «revolutionäre Mission des Proletariats» bis zu den stalinistischen «Helden der Arbeit» – seine Blüten, es wurde bisweilen auch vergessen, dass es Marx zuvorderst um etwas anderes ging, nämlich um die Kritik an der Zurichtung menschlicher Tätigkeit zu abstrakter Arbeit, die keinem anderen Zweck dient als der Produktion von Mehrwert.[6]

Wenn der marxistisch inspirierte Feminismus den Zugang der Frauen zum Arbeitsmarkt zu pauschal als Königsweg der Emanzipation sieht, läuft er genauso Gefahr, die Dimensionen von Unterdrückung, Entfremdung und Fetischismus, die mit der reellen Subsumption der Arbeit unter das Kapital verbunden sind, zu unterschätzen. Sicher ist die feministische Kritik an Marx berechtigt, er habe der Reproduktionsarbeit keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt; und natürlich ist es analytisch wie politisch entscheidend herauszustellen, dass der Hauptanteil unbezahlter gesellschaftlich notwendiger Arbeit durch Frauen verrichtet wird. Doch vor lauter Ausweitung des Arbeitsbegriffs sollte die feministische Analyse die Marx'sche Arbeitskritik nicht vergessen und nicht übersehen, dass eben die unbezahlte Arbeit zu Hause nicht in diesem Sinne dem Kapital unterworfen und zugerichtet ist, wie Gisela Notz (S. 86) behauptet. Wenn Frauen in geringerem Ausmaß erwerbstätig sind als Männer, haben sie weniger Zugang zu wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen, aber zugleich sind sie auch weniger stark und direkt den Zwängen der Kapitalakkumulation und des Arbeitsmarkts unterworfen. Denken wir nochmals an die oben genannten Beispiele der Fabrikarbeiterin und der Akademikerin, um uns diesen Aspekt vor Augen zu halten.

Veränderte Familienformen und Kinderbetreuung

Wir haben einige Veränderungen in der Arbeitswelt und im Bildungssystem angesprochen. Genau so wäre der Blick auf Veränderungen im Bereich der Familienformen zu werfen: Während in den 1970er Jahren in der Schweiz ungefähr 75 % der Paare mit Kin-

dern unter sieben Jahren nach dem traditionellen Familienmodell lebten (Mann voll erwerbstätig, Frau zu Hause), ging dieser Anteil bis 1990 auf 60% und bis 2000 auf 37% zurück.[7] Ende der 80er Jahre wurde das alte Eherecht abgeschafft, das verheiratete Frauen rechtlich bevormundete. In den 90er Jahren wurden die Frauen im Scheidungsrecht deutlich besser gestellt. Häusliche Gewalt ist nicht verschwunden, wird aber gesellschaftlich weniger toleriert. Manche Kantone wie Zürich haben ein Gewaltschutzgesetz geschaffen, nach dem prügelnde Ehemänner für eine bestimmte Frist keinen Zutritt zur gemeinsamen Wohnung mehr haben, was die polizeiliche Praxis grundlegend veränderte. Natürlich sind Formen der Abhängigkeit, Unterwerfung und Gewalt in der Paarbeziehung nicht verschwunden; aber so wenig der Zugang zum Arbeitsmarkt pauschal als Befreiung betrachtet werden darf, so wenig lässt sich die Arbeit zu Hause pauschal auf einen «Dienst am Mann» reduzieren. Und auch der linke Feminismus muss endlich zwei Phänomene ernst nehmen, die es tatsächlich gibt (dass sie von rechter Seite instrumentalisiert wird, ändert nichts daran): Erstens möchten viele Mütter und Väter sich gerne (mehr) selbst um ihre Kinder kümmern. Und zweitens hat eine Minderheit von Männern begonnen, solche Anliegen politisch organisiert zu thematisieren, ohne deswegen «antifeministisch» zu argumentieren.[8]

Dazu fällt uns eine aktuelle Anekdote ein: Eine staatliche Gleichstellungsstelle bestellte bei einem soziologischen Institut eine qualitative Studie über verschiedene Betreuungsformen von Kindern und älteren Familienmitgliedern und über die Arrangements, welche Paare und Familien hierzu treffen. Die befragten Personen äußerten weniger oft den Wunsch nach externen Betreuungsplätzen als die Forderung nach mehr Zeit, um diese Betreuung zumindest teilweise selbst zu übernehmen. Die Gleichstellungsbeauftragte bekam einen Wutanfall und forderte, die Studie müsse beweisen, dass es mehr Geld für Kinderkrippen brauche. Diese – für uns unbestrittene – Forderung sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Vorfall neben einer fragwürdigen Haltung zu einem Forschungsprojekt auch eine Form von feministischer «Orthodoxie» offenbart, von der wir uns verabschieden sollten. Fragen der Lebensqualität gehören mit in die feministische Analyse. Aufhorchen ließ uns in diesem Zusammenhang in Gisela Notz' Beitrag die Formel des «kommunikationslosen Charakters der Arbeit in den Küchen und Kinderzimmern» (S. 86), eine in früheren Jahrzehnten oft gehörte Charakterisierung, welche auf die Bedingungen von aufgezwungener Mutterschaft früherer Generationen zu verweisen scheint. Die Gültigkeit einer solchen Aussage scheint uns heute zumindest für bestimmte Schichten infrage gestellt, wenn «Familiengründung» nicht mehr automatisch zum Lebensinhalt gehört und teilweise erkämpft werden muss gegen Ansprüche von Unternehmen auf zeitliche Verfügbarkeit und uneingeschränkte Arbeitsfähigkeit. Diese neuen Konstellationen prägen ganz offensichtlich auch das Erleben: Die alte Formel, wonach das Betreuen eines Kleinkindes eine Frau «abstumpft», scheint heute vielen abwegig, angesichts der kommunikationsintensiven Aufgabe, das Leben mit einem Kind zu teilen. Einmal ganz abgesehen von Prozessen der persönlichen Reifung, die ein solcher Lebensabschnitt, notabene für beide Geschlechter, mit sich bringt. Wir finden, solches muss gesagt werden dürfen, ohne dass die marxistisch-feministische Analyse einen auf das reaktionäre Gleis der Unterordnung der Frauen, der Machthierarchie zwischen Geschlechtern und der konservativen Moral abstellt.

Erneuerung des Feminismus

Wenn wir eine Erneuerung der feministischen Analyse fordern, dann ist damit nicht gesagt, dass wir in die modische Debatte zwischen selbsternannten «Jung- und Altfeministinnen» einsteigen wollen. In der Schweiz verlief diese Auseinandersetzung mit viel medialer Unterstützung jüngst innerhalb der Sozialdemokratie. Kritisiert wurde die traditionelle Frauenförderung der SP, die sich oft genug auf eine Karriereleiter für die entsprechenden Parteiexponentinnen reduziert. Demgegenüber forderte die «junge Fraktion» den Einbezug der Männer in einen Kampf, der mehr zwischen «oben» und «unten» als primär zwischen den Geschlechtern zu verlaufen habe. Dies ist auch eine Reaktion auf eine veränderte Realität: Während die ältere SP-Frauengeneration noch 1993 auf dem Bundesplatz für die Wahl der ersten Frau in die Regierung demonstrierte, sind derzeit von sieben Sitzen im Bundesrat deren vier von Frauen besetzt. Dennoch ist der Motor dieser Diskussion ein cleveres Politmarketing seitens der aufstrebenden Jungpolitikerinnen, die damit über Nacht nationale Berühmtheit erlangten. Dabei scheuten sie sich nicht, abstoßende Klischees übler Art gegen Feministinnen der 68er Generation aufzuwärmen, indem sie sich von der älteren Garde der Parteibürokratie abgrenzten. Die altgedienten Feministinnen hielten dagegen, indem sie daran erinnerten, welche Errungenschaften die jungen Frauen ihnen zu verdanken hätten, und vor den «roten Patriarchen» warnten, d. h. vor den Machos in linken Zusammenhängen.[9] Beide Positionen bieten keine interessanten Anknüpfungspunkte.

Und doch braucht es eine Erneuerung der feministischen Perspektive im Vergleich zu den Themen und Forderungen der 68er-Generation. Alle die angesprochenen Veränderungen zusammengenommen bedeuten nicht, dass die Gleichstellung der Frauen tatsächlich erreicht ist. Aber sie müssen uns dazu bringen, die Ambivalenz des Zugangs der Frauen zum Arbeitsmarkt (Zugang zu Ressourcen *und* Unterwerfung unter das Kapital) stärker zu berücksichtigen und die einseitige Vorstellung der zu Hause ausgebeuteten, isolierten und abgestumpften Frauen zu relativieren. Für die meisten Frauen – jedenfalls wenn wir von bestimmten ethnischen Minderheiten absehen – ist das Hauptproblem nicht mehr die erzwungene Restriktion des Lebenshorizonts auf ein Hausfrauendasein, sondern die Multiplikation der Zwänge und Verschärfung des Drucks aufgrund der Kombination von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit. Hinzu kommt in sehr vielen Fällen die Frustration, keine der erworbenen Bildung und damit verbundenen Interessen und Aspirationen entsprechende Erwerbstätigkeit zu finden. Für viele Männer hat sich ein Spannungsverhältnis aufgetan: Sie wollen nicht wie ihre Väter zu Hause abwesend sein und dort dennoch das Machtwort sprechen; allerdings zögern sie, auf Karriere und persönliche Freiheiten zu verzichten. Die Anerkennung dieser veränderten Realitäten bedeutet nicht, den Kampf für das Recht auf Arbeit für alle (auf sinnvolle Arbeit unter guten Bedingungen) aufzugeben, sondern diesen zu ergänzen durch den Kampf für das Recht auf Zeit für die Kinder und Familienangehörigen. Anders gesagt: Alle sollten ein Recht auf Krippenplätze haben, aber auch auf die Möglichkeit, sich selbst um die Kinder zu kümmern. Wenn etwa gesetzliche Bestimmungen wie das Elterngeld und die Elternzeit in Deutschland aus feministischer Perspektive nur unter dem Aspekt der «Mütterfalle» oder der Elitenförderung diskutiert werden, greift das zu kurz und geht an den Be-

dürfnissen zahlreicher Frauen und Männer vorbei, bei denen es sich sicherlich nicht um Privilegierte oder Konservative handelt. Hinzu kommen muss schließlich der Kampf für das Recht auf freie Zeit, in der die unterschiedlichsten Interessen und Wünsche zur Entfaltung kommen können und sich Körper und Geist erholen dürfen.

Karin Vogt und Peter Streckeisen leben in Basel und sind Mitglieder der Redaktion der Zeitschrift Debatte. Karin Vogt arbeitet als Übersetzerin und Dolmetscherin, Peter Streckeisen ist als Soziologe an der Universität Basel tätig. Er hat eine Fallstudie zu Veränderungen der Industriearbeit am Beispiel des Pharma-Konzerns Novartis veröffentlicht: Peter Streckeisen, Die zwei Gesichter der Qualifikation, *Konstanz: Universitätsverlag, 2008.*

1. Gisela Notz: Zum Begriff der Arbeit aus feministischer Perspektive, *Emanzipation*, Nr. 1, 2011, S. 84–96.

2. Alle Daten sind auf der Seite des Bundesamts für Statistik ausgewiesen (www.bfs.admin.ch).

3. Jean-Pierre Tabin: Le parcours de vie selon l'AVS se décline au masculin, *Services Publics. Journal du syndicat des services publics*, Nr. 10, 24. Juni 2011, S. 7.

4. Eine interessante und kontroverse Diskussion zu diesem Problem wurde kürzlich in der Zeitschrift *analyse & kritik* durch einen Beitrag von Tove Soiland ausgelöst: Tove Soiland: Queer, flexibel, erfolgreich. Haben dekonstruktive Ansätze den Feminismus entwaffnet?, *analyse und kritik*, Nr. 558, 18. 2. 2011, www. akweb. de/ak_s/ak558/27. htm.

5. Einige Überlegungen zur «Befreiung» muslimischer Frauen durch westliche Regierungen und Feministinnen (mit Bezug auf die französische Kopftuchdebatte) sind zu finden im Aufsatz von Karin Vogt: Wer definiert, was Emanzipation ist? *Debatte*, Nr. 13, Sommer 2010, www. debatte. ch/Debatte%20Website/Feminismus/Wer_definiert_was_Emanzipation_ist_D13. htm. Siehe auch und vor allem Ismahane Chouder/Malika Latrèche/Pierre Tevenian: *Les filles voilées parlent*. Paris: Editions La fabrique, 2008.

6. Wichtige Kritiken dieser marxistischen Orthodoxie in Bezug auf die «Arbeit» finden sich in den Schriften unorthodoxer Marxisten wie Jean-Marie Vincent, Moishe Postone oder Michael Heinrich.

7. Vgl. Sarah Schilliger: Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime, *Widerspruch*, Nr. 56, 2009, S. 93.

8. Für die Schweiz denken wir vor allem an den Verein Männer. ch, der gesellschaftspolitisch weder links noch konservativ, sondern liberal ausgerichtet ist (www. maenner. ch).

9. Siehe die Beiträge von Marie-Josée Kuhn («Böse Mädchen kommen überall hin») und Tanja Walliser («Der maternalistische Ton nervt») in der Zeitung *Work* der Schweizerischen Gewerkschaft UNIA vom 23. Juni 2011 und 8. Juli 2011. www. textverzeichnisse. ch/Portals/7/Gleichstellung.%20Tanja%20Walliser.%208. 7. pdf sowie www. textverzeichnisse. ch/Portals/7/Gleichstellung.%20Marie-Jos%C3%A9e%20Kuhn.%2023. 6. pdf.